

Herbstwind

Seniorenzeitschrift des Landkreises Südwestpfalz

mit

Zweibrücker

Rosenblatt

Ausgabe Nr. 61

Frühjahr/Sommer 2025

32. Jahrgang

„Erinnerungen
an die Jugendzeit“

Sehr geehrte Seniorinnen und Senioren, liebe Leserinnen und Leser,



die erste Ausgabe unserer Seniorenzeitschrift „Herbstwind“ im Jahr 2025 trägt den Titel „Erinnerungen an die Jugendzeit“. Unsere Redakteurinnen und Redakteure teilen in den Artikeln ihre schönsten und unvergesslichen Erinnerungen an früher. Dabei herausgekommen ist ein bunter Strauß an Themen, die sicherlich auch bei den Lesern schöne Erinnerungen wecken.

Die Jugendzeit ist geprägt von unvergesslichen Momenten: erste Freundschaften, große Träume, die ersten Schritte in die Selbstständigkeit und die Entdeckung der eigenen Identität. Erinnerungen an diese Zeit sind oft wie kostbare Schätze, die unser Leben bereichern und uns immer wieder ein Lächeln aufs Gesicht zaubern.

Mit dieser Ausgabe laden wir Sie ein, in den Geschichten, Gedichten und Bildern dieser

Ausgabe zu schwelgen und sich an Ihre eigene Jugend zu erinnern – an die kleinen Abenteuer, die großen Hoffnungen und die Menschen, die diese Zeit mit Ihnen geteilt haben. Möge dieser Rückblick Ihnen Wärme und Freude schenken und zugleich Mut machen, neue Wege zu gehen, ganz gleich, in welchem Lebensabschnitt wir uns gerade befinden.

Ich hoffe Sie haben viel Spaß bei der Lektüre des neuen Herbstwindes und ich wünsche Ihnen alles Gute, vor allem Gesundheit!

Herzliche Grüße
Ihre

Susanne Ganster

(Dr. Susanne Ganster)
Landrätin

Impressum:

Herausgeber:
Landkreis Südwestpfalz

Redaktion:
Dr. Susanne Ganster (verantwortlich), Karina Frisch, Sven Greiner, Rita Gutschmuths, Petra Kumschlies, Ehrentraud Netolitzky, Renate Raidt, Maria Rimbrecht, Walter Rimbrecht, Sylvia Schäfer, Bernd Strassel, Sabine Veit, Dagmar Voigtländer,

Fotos: Redaktion, Pixabay, Canva
Titelbild: Canva

Gestaltung: Karina Frisch

Gesamtherstellung:
Uniprint PS GmbH
Rheinstraße 11
66955 Pirmasens
Auflage: 5.500 Exemplare

Kosten:
Kostenlos zur Verteilung

Redaktionsbüro:
Leitstelle „Älter werden“
Kreisverwaltung Südwestpfalz
Unterer Sommerwaldweg 40-42
66953 Pirmasens
Telefon 06331/809333
www.herbstwind-online.de
k.frisch@lksuedwestpfalz.de

Schauen Sie gerne auch auf unserer Homepage vorbei...



Mit Schwung durch den Sommer trotz Hitze

3

Wir alle freuen uns schon auf den Sommer. Die Tage sind länger, es ist warm, man kann raus, die Sonne scheint, die Stimmung ist besser...

In den letzten Jahren spüren wir aber auch alle den Klimawandel mit großer Hitze, unter der vor allem Kinder und ältere Menschen sehr leiden können. Vor allem wenn es über einen längeren Zeitraum sehr heiß und trocken ist.

Doch es gibt einige Tipps, die Ihnen helfen können, den Sommer zu genießen.

- Lüften Sie Ihre Wohnung morgens oder abends gut durch und lassen Sie danach die Rolläden/Rollos runter
- Hängen Sie in der Wohnung feuchte Tücher auf (Verdunstungskälte)
- Tragen Sie leichte, luftdurchlässige Kleidung
- Bleiben Sie im Schatten
- Denken Sie daran viel zu trinken oder viel flüssigkeitsreiche Lebensmittel z.B. Melone, Joghurt etc. zu sich zu nehmen
- Essen Sie leichte Speisen. Schwere, stark gewürzte Speisen belasten den Körper und heizen ihm ein
- Machen Sie bei Bedarf kühle Hand-/Fußbäder oder legen Sie feuchte Tücher auf Nacken/Gelenke

- Verlagern Sie körperliche Aktivität in die Randstunden d.h. morgens oder abends rausgehen
- Suchen Sie kühle Orte auf zum Beispiel Wald, Kirche/Museum, klimatisierte Räume
- Und denken Sie bitte daran, dass einige Medikamente kühl gelagert werden müssen!

Aber genießen Sie auch!

Zum Beispiel, dass alles grünt und blüht, dass jetzt überall wieder was los ist, man andere treffen kann, ins Gespräch kommt. Verabreden Sie sich zum Eis, im Biergarten etc.

Bleiben Sie in Bewegung, gehen Sie zum Beispiel schwimmen. Auch ein kleiner Spaziergang am Morgen bringt Sie in Schwung und beugt Einsamkeit vor!

Sollten Sie nicht mehr so mobil sein, öffnen Sie morgens die Fenster, schauen Sie raus, genießen Sie das Tageslicht, die Vogelstimmen. Oder setzen Sie sich mit einem Stuhl vors Haus in den Schatten. Sie werden mit vorübergehenden Menschen in Kontakt kommen.

Führen Sie kleine Bewegungsübungen durch, atmen Sie mal wieder bewusst tief ein und aus.



*Die Gemeindegewestern^{plus}
erreichen Sie
unter folgenden
Telefon-
nummern:*

*Gabi Kolb
06331/809380*

*Petra Jung
06331/809382*

Kommen Sie alle gut durch die Hitze



Unvergesslich

Von Renate Raidt

Frühjahr 1957. Während meiner Berufsausbildung bei der Deutschen Bundespost erhielt ich von der Deutschen Postgewerkschaft Ortsgruppe Ludwigshafen eines Tages eine Einladung zum Urlaub in einem Zeltlager in der Nähe von Venedig. Ich war sofort interessiert. Mit mir noch ein Kollege. Zwei Wochen Italien! Für Fahrt, Verpflegung und Unterkunft 180 Mark! Auch unsere Mütter sagten nicht nein. Gerade 18-jährig, also damals noch nicht volljährig, brauchten wir das Einverständnis der Eltern.

Wir meldeten uns an. Daraufhin kam einer der Betreuer nach Pirmasens, um uns genauer zu informieren.

Gerade hatte in unserer Stadt die erste italienische Gaststätte eröffnet. Das Lokal wurde von zwei Brüdern geführt. Luigi fungierte in der Küche und Giulio war für den Service zuständig. Dorthin lud uns der Betreuer ein. Ich aß zum ersten Mal Spaghetti Bolognese, Giulio streute mir Parmesan über die Spaghetti und zeigte mir, wie ich sie elegant essen konnte, wenn ich sie um die Gabel drehe. Wir waren begeistert.

Jetzt waren Reisevorbereitungen zu treffen: ein Schlafsack, ein neuer Badeanzug, Kosmetikartikel und Sonnenöl waren einzukaufen. An meinem letzten Geburtstag hatte ich einen Kulturbeutel mit Inhalt bekommen. Das passte.

Wir waren vierzig junge Leute, die sich am Abreisetag aus der ganzen Pfalz kommend, in Ludwigshafen trafen. Eine fröhliche Truppe.

Der Zug, den wir in Ludwigshafen bestiegen, ein Liegewagen, sollte uns direkt zu unserem Zielbahnhof in Italien bringen. Es regnete in Strömen bei der Abfahrt und die Wolken hingen noch als wir den Brenner überquerten sehr tief. Doch je näher wir unserem Ziel kamen, desto besser wurde das Wetter und der Himmel war strahlend blau, als wir im Zeltlager ankamen. Am nächsten Morgen begegneten wir bei strahlendem Sonnenschein alle zum ersten Mal dem Meer. Das war ein Erlebnis!

Unsere täglichen Mahlzeiten nahmen wir in einem zehn Gehminuten entfernten Gasthaus ein. Hier stellte sich uns Bertolino, unser Kellner, vor. Er war aktiver Fußballspieler und die deutsche Fußballszene war ihm nicht fremd. Seine Begeisterung kannte keine Grenzen, als er hörte, wo wir herkamen. "Friss Walter!" rief er und bei jeder Mahlzeit war die Begrüßung die gleiche. "Friss Walter", rief Bertolino und "sicke, sacke!" Und "Hoi, hoi, hoi", antworteten wir. Ich erlebte eine italienische Küche, wie ich sie danach nie mehr genießen durfte. Pizza lernte ich erst viel später in Deutschland kennen.

Es gab außer uns nicht viele Urlaubsgäste in dem kleinen Fischerort und wir waren damals für die Italiener eine willkommene Abwechslung. Einige von uns kannten den deutschen Liedertext von Santa Lucia und die Italiener brachten uns bei, wie man Tarantella tanzt. So sangen und tanzten wir zusammen mit den Italienern auf der Piazza und wir mussten uns immer beeilen, denn pünktlich um zehn Uhr mussten wir auf dem Camping-Platz sein.

Am Strand gab es ein einziges Hotel und Angelo, dessen Lokal eine Bretterbude war. Wir verbrachten auch gerne Abende bei Angelo, der einmal einige Jahre in Deutschland gelebt hatte und ganz leidlich deutsch sprach. Er stellte Karaffen mit Rotwein und Wasser auf den Tisch. Der Liter Rotwein kostete umgerechnet 40 Pfennige, Wasser war, da Leitungswasser, kostenlos. Doch ich erinnere mich nicht, dass ein Mitglied unserer Gruppe betrunken gewesen wäre. Alkohol war einfach nicht in. Er war damals auch in den meisten deutschen Familien nicht so präsent wie heute.

*Ich aß zum
ersten Mal
Spaghetti
Bolognese...*



Alkohol trank man an Geburtstagen, an Feiertagen.

Höhepunkte unserer Urlaubszeit waren zwei Tagesausflüge, nach Venedig und an den Gardasee. Venedig war ein Traum. Auf dem riesigen Marktplatz waren außer uns nur wenige Einheimische unterwegs. Wir konnten Dogenpalast, Campanile und San Marco in Ruhe besichtigen und kauften Futter für die Tauben, die sich zutraulich auf unseren Köpfen und ausgestreckten Armen niederließen. Ein Besuch auf dem Fischmarkt, ein Spaziergang über die Rialto-Brücke und eine Fahrt auf dem Canale Grande rundeten unseren Venedig-Besuch ab. Bei unserem Ausflug zum Gardasee war natürlich die Fahrt mit dem Schiff der Höhepunkt.

Die Zeit verging wie im Flug. Es war ein tränenreicher Abschied, von Bertolino, von Angelo, von Freunden aus unserer Gruppe.

Doch meine Liebe zu dem Land jenseits der Alpen war geweckt, das so einmalig ist in seiner Kultur, seiner Kunst, seiner Musik. Schon von meinem ersten Besuch an war ich fasziniert, von der Schönheit des Landes, der Eleganz der Sprache und der wunderbaren Leichtigkeit des Seins.



Jugendzeit, die man nie vergisst

Von Ehrentraud Netolitzky

Jugend ist das Verlassen der Kindheit und der Beginn eines neuen Lebensabschnitts. Jeder ist mit Beginn der Pubertät gezwungen, sich mit Veränderungen seines Lebens neu zu finden. Für so manchen war die kommende Jugendzeit kaum zu erwarten. Darf man doch jetzt in das Leben der Erwachsenen eintauchen und die ersten Freiheiten genießen. Für andere begann die Zeit mit Ungewissheiten und Bangen vor dem Kommenden.

Für unser Thema habe ich mit Personen aus meinem Umfeld ab dem Jahrgang 1948 bis 1965 gesprochen und war erstaunt, wie sich Eindrücke und Erinnerungen aus dieser Zeit ähnelten.

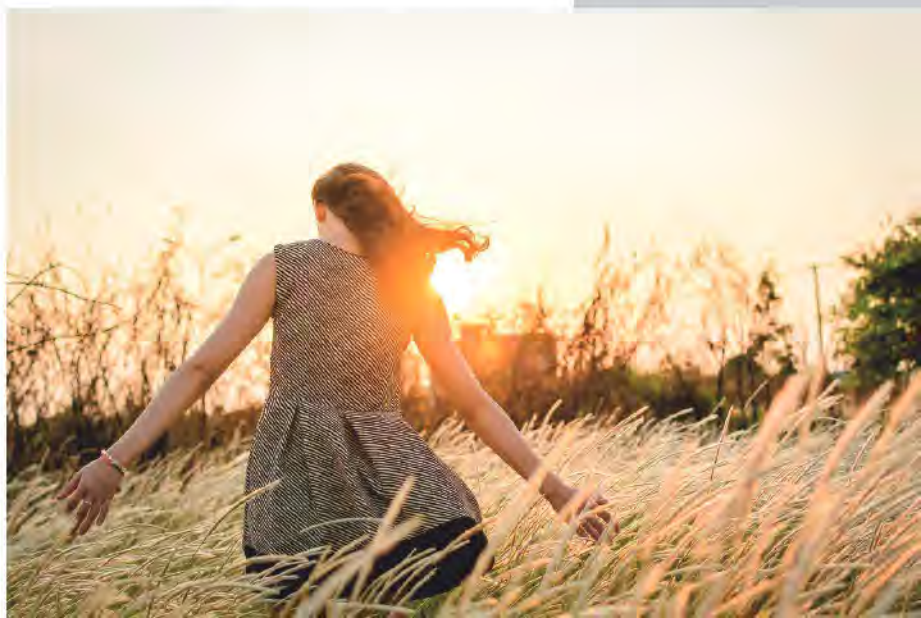
Die meisten wollten erst einmal die Schule vergessen und Freiheiten genießen. Musste doch jetzt nach der Berufswahl sorgfältig die Freizeit geplant werden. Sportliche Aktivitäten bekamen einen anderen Stellenwert. Verabredungen zum Herumstreunen wie in der Schulzeit waren nicht mehr möglich. Doch egal wie hoch die Anforderungen waren. Die Jugendzeit möchte keiner missen. Ein paar meiner Eindrücke habe ich im Bericht verarbeitet.

- **V.:** Ich bin 1948 geboren, habe die Schule mit 14 Jahren verlassen und eine Lehre als

Verkäuferin begonnen. Im Freundeskreis und unter den ehemaligen Schulkollegen wurden die ersten Aktivitäten besprochen.

Tanzkurs war das große Wort. Lange musste ich bei meinen Eltern betteln, bis sie mir den Tanzkurs ermöglicht beziehungsweise finanziert haben. Natürlich nur mit entsprechender Gegenleistung. Es mussten auch Eltern gefunden werden, die uns abwechselnd zum Kurs chauffierten. Auch dafür musste ich allerlei Verpflichtungen übernehmen, was im Gegenzug meine nun sehr kostbare Freizeit erheblich einschränkte.

Die meisten wollten erst einmal die Schule vergessen und Freiheiten genießen.



*Doch wie so oft
im Leben, das
Schicksal hatte
anderes vor..*

Kam ich doch jetzt erst abends von der Arbeit zurück.

Ich erinnere mich noch heute wie selig ich war, mit fliegendem Rock im Rock'n Roll Schwung mit meinem Partner über die Bühne zu fegen. Es folgten herrliche Tanzvergnügen bei Kerwe Tanz, Jugendveranstaltungen und vielen anderen mehr. Tanzen ist immer meine große Leidenschaft geblieben.

P. war Mitglied unserer Freizeitgruppe und ein ausgesprochen toller Kerl. Das Haar immer voll Pomade, weißes Hemde wie damals „in“. Er war sich seiner Wertstellung sehr bewusst. Selbstverständlich durfte er bei keinen Veranstaltungen fehlen. Die Mädchen standen Schlange bei ihm, und so mancher Trick wurde angewandt um eine Nebenbuhlerin auszusteichen und so mancher Liebeskummer musste verschmerzt werden. Natürlich

sein Elternhaus. Die Hormone beruhigten sich und in der Mädchenclique kehrte Ruhe ein. Die anderen Jungs hatten nun reelle Chancen. Als wir ihn nach vielen Jahren bei einem Klassentreffen wieder sahen, hatte der Sonnyboy viel von seinem Glanz verloren und wir waren uns einig, dass wir mit unseren Männern in einer besseren Position seien.

A. Meine Eltern hatten eine kleine Landwirtschaft und ich musste schon früh immer viel mithelfen. Vor allem wenn ein Elternteil verhindert war. Um die Familie zu unterstützen, konnte ich keine Berufsausbildung beginnen. Einen Arbeitsplatz fand ich in der Schuhfabrik, wo ich zwar früh Geld verdiente, die Arbeit aber überhaupt nicht liebte.

Ich habe oft geflucht, wenn die anderen zu Partys, Festen und Treffen gingen und gehofft, dass auch irgendwann meine Zeit kommen wird, um meine Wünsche und Vorstellungen zu erfüllen. Doch als ich fast am Ziel war, verstarb unerwartet meine Mutter und alles zerplatzte wie eine Seifenblase.

Mein Vater und meine drei Geschwister waren noch mehr auf mich angewiesen. Fast täglich haderte ich mit meinem Schicksal. Dennoch lernte auch ich einen jungen Mann kennen und lieben. Die Hochzeit fand relativ bald statt. Mein Mann hat mich von Anfang an in allem sehr unterstützt, stand immer helfend an meiner Seite. Es hat lange gedauert bis ich mich aus meiner unerwünschten Lage gedanklich frei machen konnte.

Heute habe ich zwei Kinder, einen liebevollen verständigen Mann, und eine enge Verbindung zu meiner Ursprungsfamilie. Ich genieße unsere Zeit und denke ohne Wehmut an meine scheinbar unglückliche Jugend zurück. Denn trotz allem erinnere ich mich an Glücksmomente.

hatte auch ich ein Auge auf dieses Sahnestückchen geworfen und war auf dem besten Weg mich zu verlieben.

Doch wie so oft im Leben, das Schicksal hatte anderes vor. Unser allseits begehrtes Objekt verließ mit Abschluss der Berufsausbildung

Maikäfer flieg...

Von Rita Gutschmuths

Ich kann mich heute noch gut an Zeiten erinnern, in denen es im Frühjahr regelmäßig Massen an Maikäfern gab.

Da auf dem Land, damals kurz nach dem 2. Weltkrieg die meisten Menschen Selbstver-

sorger waren und deshalb auch Kleinvieh hatten, so wie meine Oma, blieb mir so Manches davon im Gedächtnis haften.

Dann gab es da noch einige Kleintierställe, in denen Hauskaninchen gehalten wurden und



diese mit dem Grünschnitt aus dem hauseigenen Garten gefüttert wurden.

Ja, und dann hatte man vor Weihnachten noch Enten oder Gänse für den Weihnachtsbraten. Dieses Geflügel hatte man nur bis zur Weihnachtszeit. Hühner aber hielt man das ganze Jahr über wegen der Eier.

Einmal im Jahr gab es für die Hühner eine Zeit in der sie aus dem Vollen schöpfen konnten, weil sie mit überaus vielen Leckerbissen gefüttert wurden. Da war meistens der Mai, wenn es die Maikäfer gab. Darauf waren die Hühner ganz scharf.



Da ich das als Kind auch wusste, führte mich mein Weg schon morgens vor Schulanfang in den Garten zu unseren Obstbäumen.

Da es so früh noch ziemlich frisch war, konnte man sicher sein, dass die Maikäfer, welche damals in Scharen auf den Bäumen hingen, noch nicht sehr aktiv waren. Solange es kühl war, konnte man sie ziemlich einfach durch Schütteln des Baumes oder Strauches auf den Boden befördern.

Dann habe ich sie schnell aufgelesen und in eine Tüte gesteckt. Diese bestand zu dieser Zeit allerdings nicht aus Plastik sondern war noch aus Papier. Hatte ich sie dann in der Tüte, lief ich schnell zum Hühnerstall um die Hühner damit zu füttern. Wie die Wilden sind diese über die schmackhafte Mahlzeit hergefallen.

In meiner Erinnerung ist noch der Gedanke verankert, dass in den Maikäfern ein bestimmter Stoff enthalten gewesen sein muss, welche die Hühner immer dazu brachten verstärkt in das Brutgeschäft einzusteigen. Was natürlich darin gipfelte, dass sie einfach keine Eier mehr legen wollten, sondern lieber auf einem Nest saßen und brüteten.

Doch das war wiederum ein Dorn im Auge meiner Großmutter.

Man war ja auf die Eier angewiesen. Ganz gut kann ich mich daran erinnern, dass meine Oma immer sagte: **„Jesses, jetzt sinn die Hinkel jo schunn widder glucksig.“**

Aber da meine Oma ja eine erfahrene Frau war, wusste sie sich zu helfen und mit einer sehr einfachen Methode diese Phase abzuschneiden.

Heute noch kann ich sie vor mir sehen, wie sie ganz kaltes Wasser aus dem Brunnen holte, in einen Bottich schüttete. Dann holte sie Henne für Henne her, presste deren Flügel zusammen damit sie sich nicht befreien konnten und tauchte sie mit dem Hintern einige Minuten in das kalte Wasser. Damit war das Ganze dann erledigt.

Die Hühner hatten keine Lust mehr zum Brüten. Ihre Hitze im Hintern hatte sich verflüchtigt und sie legten wieder die benötigten Eier wie zuvor.

So regelte meine Oma das Brutgeschehen auf biologische Art und Weise.

Dann habe ich sie schnell aufgelesen und in eine Tüte gesteckt.



Erste Liebe

Ich sah sie im Park auf der Bank hinterm See,
sie hielten sich fest bei den Händen
sie schauten sich voller Liebe an
und ich konnte den Blick nicht wenden.

Ein Gedanke schoss heiß vom Kopf in mein Herz
auch ich hatte da mal gesessen
und voller Liebe dich angeschaut
ich hab es verdrängt und vergessen.

Die Erinnerung riss mir den Boden weg
ich taumelte leicht in Gedanken
da war sie wieder, die süße Lust
die liebt ohne Regeln und Schranken.

Wir waren verliebt und nur das zählte noch
die restliche Welt war vergessen
wie Torte mit rosa Zuckerguss
hübsch, aber zu klebrig zum essen.

Unsre Pläne waren wie Sandburgen sind
fragil, nicht geschützt vor der Brandung
wir flogen hoch und schnell wie der Wind
wir dachten doch nicht an die Landung.

Die Verliebtheit ist wie ein launiger Gast,
sie kommt und sie geht oft schnell wieder
sie nahm dich mit als sie mich verließ
und schenkte mir traurige Lieder.

Ich schaute noch mal zu der Bank hinterm See
und ich wünschte den beiden viel Glück
fliegt die Verliebtheit zur Tür hinaus
kehrt sie manchmal als Liebe zurück.

Von Dagmar Voigtländer

Zweibrücker Rosenblatt

Mit Oma spielen!

Genießen wir die kurze Zeit!

von Maria Rimbrecht

„Omas machen die Welt schöner“ oder „Die Superkraft der Großeltern“ – zahlreiche Sprüche über die Wichtigkeit der Großeltern sind in aller Munde. Oma und Opa sind mittlerweile „unverzichtbare Helfer für Familien“, besonders dann, wenn beide Eltern berufstätig sind. Sie sind oft enge Bezugspersonen für ihre Enkelkinder. Da sie meistens nicht jeden Tag und nicht den ganzen Tag mit den Enkelkindern zusammen sind, sind Großeltern wesentlich entspannter. Sie haben viele Aufgaben: Sie unterstützen die Eltern, können gelegentlich bei der Erziehung helfen, stellen die Verbindung zur Vergangenheit, zu einer anderen Generation her, und helfen den Kindern beim gemeinsamen Spielen, Sprechen und Lesen.

Ich zum Beispiel bin eine Spiele-Oma. Ich meine damit keine Brettspiele, sondern vieles wird bei mir zum Spiel: Auf dem Sofa sitzend fliegen wir gemeinsam in den Weltraum, mit Decken auf dem Tisch bauen wir uns

eine Höhle, in der gefährliche Tiere sitzen, wir brauen uns fürchterliche Getränke zusammen oder machen Experimente in der Küche. Natürlich wird viel vorgelesen und wir machen uns einen Reim (oder auch viele Reime) auf alles. Auch Rollenspiele sind beliebt; mit Rittern kämpfen wir und Puppen verarzten wir.

So weit, so gut. Aber jetzt kommt das Problem: Die Kinder werden älter, aus Kleinkindern werden größere Kinder. Omas Spiele verlieren an Faszination, werden sogar langweilig und ihre Vorschläge werden öfter abgelehnt. Die Grundschulkinder haben eigene Vorstellungen. Die Freunde und deren Art zu spielen werden

immer wichtiger. Oma kennt sich gerade noch mit dem Feuerwehrmann Sam aus, mit der Eiskönigin Elsa, mit Paw Patrol & Co., aber Schwierigkeiten hat sie schon, wenn sie Batman, Superman und Spiderman auseinanderhalten soll. Warum kämpft Batman gegen Superman? Und wer ist denn jetzt noch der Ironman? Ich kann es mir einfach nicht merken. Also versuche ich, mich im Internet schlauzumachen. Und was stelle ich dann fest? Sobald ich die Herren kenne, sind sie nicht mehr wichtig. Die Helden haben sich in Luft aufgelöst, sind nicht mehr auf dem Schirm. Jetzt gibt es neue Götter am fiktiven Himmel: Minecraft und Star Wars mit Skywalker. Es wird völlig unü-



bersichtlich für mich. Opa hat längst die Waffen gestreckt. Er meint, unsere aus den Fugen geratene Welt spreche schon genug von Krieg und Aufrüstung. Delhalb müsse man nicht noch damit spielen. Da kommt glücklicherweise die kleine Ida mit einem kleinen Bettchen, in dem zahlreiche Puppen schlummern. „Oma, ich hole schnell den Arztkoffer. Die Puppen sind krank. Wir müssen sie untersuchen.“ Da sagt die Oma natürlich nicht nein. Endlich ein Spiel, bei dem ich mich auskenne.

Kindermund:

„Sag mal, Oma“, fragt die vierjährige Anna, „warum hast du eigentlich keine Kinder?“

Kindheit auf dem Dorf

von Maria Rimbrecht

In meiner Kindheit war ich ein glückliches Mädchen. Ich fühlte mich geborgen im Kreis meiner Familie, unserer Nachbarschaft und der großen Verwandtschaft. In verschiedenen Teilen unseres Dorfes wohnten Tanten mit ihren Familien. Ich kannte fast jeden und fast jeder kannte mich. Gerne war ich in der näheren Umgebung mit meinem roten Roller unterwegs. Ich fühlte mich sicher, denn überall auf der Straße und in den Gärten waren Leute, die mich auch gerne ansprachen oder mir etwas zuriefen, wenn ich auf meinem Tretroller vorbeiflitzte. In den fünfziger Jahren waren nur wenige Autos unterwegs und sie waren tagsüber weg, weil die Leute auf der Arbeit in anderen Orten waren. Die Frauen, meistens „nur“ Hausfrauen, waren mit ihren Einkaufstaschen unterwegs in eines der drei Lebens-



mittelgeschäften in unserem Ortsteil. Es gab auch mehrere Bäcker und Metzger. Bei ihren Einkäufen, oft mehrere am Tag, gab es für die Frauen viele Gelegenheit zu einem Schwätzchen. Es gab ja so viel zu erzählen und so viel Neues zu erfahren. Die Menschen interessierten sich für die anderen. Auch ich wurde manchmal ausgefragt. Ob ich denn schon in die Schule ginge, ob mein Opa noch bei uns wohnen würde, ob unser Nachbar immer noch so krank sei – man wollte einfach alles wissen.

Aber auch ich hatte meine Fragen an die Nachbarinnen. Meistens war es aber nur eine einzige, nämlich was sie denn kochen würden. Denn beim Essen kannte ich mich aus. Bei den meisten Haushalten gab es eine strenge Kochordnung: Montags gab es die Reste vom Sonntag, donnerstags Fleisch, freitags Fisch und samstags Eintopf. Aber es gab auch Frauen, die köstliche Pfannkuchen und Grumbeerkieschelscher auf ihrem Speiseplan hatten. Ein Lieblingssessen waren Gefillde, das sind Kartoffelklöße mit einer Füllung aus Hackfleisch oder Leberwurst.

Die gab es zwar auch bei uns, aber eher mittwochs, und heute war Dienstag und Millen Kätchen machte heute Gefillde. Also wurde flugs nachgefragt, lachend von Kätchen zugestimmt, der Mama Bescheid gesagt und einem opulenten Mahl im Kreise der guten Millen-Familie stand nichts mehr im Wege. Und am nächsten Tag freute ich mich dann über die Gefillde zu Hause, diesmal allerdings mit Leberwurst und etwas Senf gefüllt. So mochte ich sie noch lieber.

Am Nachmittag, wenn die Schulkinder wieder zu Hause waren und es genug Spielgefährten gab, ging es dann zum Spielen auf die Straße, am liebsten mit dem Ball. Wir spielten leidenschaftlich gerne „Ball an die Wand“. Dabei musste der Ball in einer Abfolge unterschiedlicher Wurf- und Fangweisen an die Wand geworfen werden, ohne auf den Boden zu fallen. Unsere Nachbarn hatten eine wunderschöne glatte Wand ohne Fenster. Auf diese Wand warfen wir stundenlang unseren Ball. Ich konnte mit drei Bällen an die Wand spielen, Eva und Sigrid sogar mit vier. Bestimmt haben Rosamunde und Gall Maria unser



Werfen und unser fröhliches Geschrei mitbekommen, aber ich kann mich nicht erinnern, dass sich jemand über uns beschwert hätte.

Diese beiden Frauen hatten eine Nähstube, wo sich die Frauen schicke Sonntagskleider auf den Leib schneiden ließen. Auch meine Mama war dort Kundin und so wurde ich eines Tages für den sonntäglichen Ostergottesdienst ausstaffiert. Und zwar gegen meinen Willen. Warum sollte ich denn für die Kirche ein Kostüm und sogar einen Hut bekommen? Dazu gab es weiße Strümpfe und schwarze Lackschuhe. Meine Mama legte Wert darauf, dass wir Kinder am Sonntag „schick waren“. Die „guten Sachen“ wurden nur am Sonntag angezogen. Wochentags trugen wir Mädchen gerne eine Schürze. Die Mütter freuten sich darüber, weil sie die Kleider schützten. Und das war notwendig, denn wir spielten gerne im Dreck, manchmal sogar im Straßengraben, wo wir die Ameisen mit Zucker fütterten. Aber auch mit größeren Tieren beschäftigte ich

mich gerne: Stolz zeigte ich meinen Eltern die Weinberg-schnecken, die ich an der Prims eingesammelt hatte. Als ich die Schnecken dann auf dem Küchentisch ausleerte, war die Freude meiner Mutter sehr verhalten, aber Papa als Naturliebhaber war begeistert. Mit ihm durch Wald und Flur zu streifen, war ein besonderes Vergnügen, weil er dann guter Laune war und so viel über Bäume und Tiere erzählen konnte. Sogar als ich den Kinderschuh-entwachsen war, freute ich mich stets über den Sonntags-spaziergang mit meinen Eltern und Geschwistern durch den Wald. Unser Dorf und seine Dorfgemeinschaft mit den freundlichen Menschen, die weiten Wälder und saftigen Wiesen waren der Rahmen für eine überwiegend glückliche Kindheit.

Jugenderinnerungen

Warum nur?

von Maria Rimbrecht

Eines Tages war sie nicht mehr da. Im ganzen Haus wurde nur noch mit verhaltener Stimme gesprochen; eine große Traurigkeit hatte sich breitgemacht: Meine Oma hatte sich auf dem Speicher ihres Hauses aufgehängt. Mein Vater, ihr ältestes Kind, hatte sie gefunden, als er sie besuchen wollte und nicht angetroffen hatte. Der Schock und das Entsetzen waren rie-

sengroß. Warum hatte sie ihrem Leben ein Ende gesetzt? Und dann noch auf diese qualvolle Weise. Sie war erst 50 Jahre, hatte seit langem unter starker Migräne gelitten. Jegliche Lautstärke war unerträglich für sie; wenn wir sie besuchten, durfte ich, die Viereinhalbjährige, nie laut sein. Das machte die Besuche bei ihr schwierig. Dabei war ich gerne bei ihr, denn im Garten konnte man wegen der Hanglage so herrlich herumklettern.

Jetzt begann das, was unvermeidlich ist bei einem Suizid, nämlich die Frage nach dem Warum, die Frage nach der Verantwortlichkeit, vielleicht sogar nach der Schuld. Hatte denn niemand bemerkt, dass die Mutter so unglücklich war? Die zwei älteren Kinder fragten sich ständig, ob sie den Tod der Mutter hätten vermeiden können. Der jüngste, erst 15 Jahre, war völlig verzweifelt. Was sollte nun aus ihm werden? Hatte er etwas falsch gemacht? Zur Verzweiflung kam dann schnell die Wut. Wie konnte ihn seine Mutter so allein lassen? Hatte sie überhaupt nicht an ihn gedacht, als sie beschloss, sich das Leben zu nehmen?

Aber ihr Leben war tatsächlich nicht einfach gewesen. Ihr Mann, mein Opa, war mit 40 Jahren in Russland im Krieg gefallen, da war seine Frau erst 36 Jahre. Witwe mit 36 – das war in diesen Kriegszeiten kein



außergewöhnliches Schicksal. Aber sie war allein mit drei Kindern; der jüngste Sohn war erst neun Monate, hatte den Vater kaum gesehen, die Tochter war 15 und der älteste Sohn, mein Vater, mit 18 der Älteste, war ebenfalls im Krieg, er würde zwei Jahre später in russische Gefangenschaft geraten, wo er bis Weihnachten 1947 bleiben würde. Und Katharina war nun allein. Dazu kam ihr Schmerz über den Grund, warum ihr Mann als gewöhnlicher Gefreiter in doch höherem Alter noch an der russischen Front war.

Und das war so gekommen: Robert war begeisterter Leiter des Musikvereins seines Heimatortes gewesen. Eines Tages kam der Ortsvorsteher zu ihm und forderte ihn auf, vor allem nationalsozialistische Musikstücke zu spielen und zu singen. Mein Opa weigerte sich entschieden und sagte, er würde Volkslieder und auch patriotische Stücke spielen lassen, aber bei ihm gäbe es keine nationalsozialistische Musik. Nach dieser Absage drohte ihm der Ortsvorsteher: „Du wirst staunen, was jetzt passiert.“ Und Robert staunte tatsächlich, als er in seinem höheren Alter kurz darauf zur Wehrmacht eingezogen wurde und an die Ostfront kam. Im März 1942 wurde er schwer verwundet und erlag einige Tage später im Feldlazarett in Slavyansk (Ostukraine) seinen Verletzungen.

Das Sterbebildchen zeigt einen ernsten und entschlossenen jungen Mann von knapp 40 Jahren. Vielleicht dachte er an seine Familie, als das Foto gemacht wurde! An die 36-jährige Frau, das Baby und die 16-jährige Tochter. Auch um den ältesten Sohn, der bald an die Front sollte, machte er sich Sorgen. Dass auch ihre finanzielle Situation nicht rosig war, wusste er.

Was wäre geschehen oder nicht geschehen, wenn er die nationalsozialistischen Musikstücke gespielt hätte? Wir wissen es nicht. Aber was für eine Welt ist es, wenn das Schicksal anderer Menschen, hier von Familienangehörigen, von der mutigen Haltung eines Mannes abhängt? Bertolt Brecht hat im Leben des Galilei geschrieben: „Unglücklich das Land, das Helden nötig hat“. Ohne meinen Opa Robert als Helden bezeichnen zu wollen, habe ich doch immer Respekt vor seiner Haltung gehabt. Auch seine Frau, die sich mit 50 das Leben genommen hat, hatte diesen Respekt gegenüber ihrem Mann. Aber sie hatte nicht die Kraft, sich diesem so schwierig gewordenen Leben entgegenzustellen, obwohl sie wusste, dass ihre Schwiegertochter und ihre Tochter in den nächsten Monaten ein Kind zur Welt bringen würden. Vor allem für ihren jüngsten Sohn, gerade 15 geworden, war die Situation schwierig. Er war nun Waise. Was sollte nun aus ihm werden?

So viele Fragen, so viele Probleme! Warum hatte sich die Mutter niemandem anvertraut? Wäre ihr Tod zu verhindern gewesen? Heute weiß man mehr über suizidale Menschen. Man weiß, dass sie den Todeswunsch meist nicht ausdrücklich äußern, aus Angst vor Vorurteilung oder um ihr Umfeld nicht zu belasten. Stattdessen klagen sie oft eher über körperliche, soziale oder vage psychische Beschwerden.

Auch diese sollte man ernst nehmen und mit den betroffenen Menschen das Gespräch suchen und ihnen zu professioneller Hilfe raten.

Info:

Jedes Jahr nehmen sich in Deutschland etwa 10.000 Menschen das Leben (Quelle: Statistisches Bundesamt). Suizide verursachen damit mehr als 2,5-mal so viele Sterbefälle wie der Straßenverkehr. Für die Suizidhinterbliebenen ist die Situation oft sehr schwierig. Deshalb gibt es etwa 80 Selbsthilfegruppen in Deutschland. Sie nennen sich „Agus-Selbsthilfegruppen“. In Zweibrücken trifft sich die Gruppe jeden zweiten Montag im Monat um 16.30 Uhr; den Ort erfährt man bei der Anmeldung.

E-Mail:

zweibruecken@agus-selbsthilfe.de

Tel.: 0152 51850236.



Einladung zur Selbsthilfegruppe für Angehörige um Suizid

Haben Sie einen geliebten Menschen durch Suizid verloren? Sie sind nicht allein! Wir laden Sie herzlich ein, Teil einer unterstützenden Selbsthilfegruppe zu werden. Gemeinsam können wir unseren Gefühlen Raum geben, Erfahrungen teilen und einander stärken.

Wann: Jeden zweiten Montag im Monat um 16.30 Uhr
Wo: Zweibrücken
(genauer Ort wird bei Anmeldung bekannt gegeben)

Was Sie erwartet:

- Vertraulicher Austausch in geschütztem Rahmen
- Unterstützung und Hoffnung in schwierigen Zeiten
- Informationen und hilfreiche Materialien

Die Teilnahme ist kostenfrei und ein Einstieg ist jederzeit möglich.

Kontakt & Anmeldung:

☎ 01 52 / 51 85 02 36

✉ zweibruecken@agus-selbsthilfe.de
oder bei der

KISS Pfalz (Außenstelle Zweibrücken) 06331/809333



Weitere Informationen finden Sie unter:
www.agus-selbsthilfe.de

Wie buchstabiere ich Jugendzeit?

Von Petra Kumschlies

J	Jung
U	Unerfahren,
G	Generationsunterschiede
E	Erlebnisse
N	Neugier
D	Durcheinander
Z	Zusammensein mit Gleichaltrigen
E	Entdeckungen
I	Identität
T	Teenager

Alle diese Begriffe sind Gedankensplitter von mir zum Thema Jugendzeit. Vielleicht fallen Ihnen andere oder weitere Begriffe ein.

Ich mag diese Gedankenspiele, um mich dem Thema der heutigen Herbstwindausgabe zu nähern.

Jugend wird laut Wikipedia sowohl als Phase des Lebens als auch als eigenständige Gruppe bezeichnet. Allein diese Bezeichnungen drücken für mich das Spannungsfeld aus, in dem sie sich bewegt.

Heutzutage werden überwiegend die 13- bis 18-Jährigen als Jugendliche oder als Teenager bezeichnet. Mit 18 ist die Volljährigkeit erreicht. Früher war dies erst mit 21 Jahren.

Die heutigen 100-jährigen haben Kriege und deren Folgen in ihrer Jugend erlebt. Sie mussten teilweise ohne Väter und Großväter aufwachsen, etliche Entbehrungen hinnehmen und ums Überleben kämpfen. Haben vielleicht selbst viel Gewalt erfahren oder mussten, wenn sie im Krieg als Soldaten waren, andere Menschen verletzen oder sogar töten. Möglicherweise waren sie selbst in Kriegsgefangenschaft geraten.

Die 60-Jährigen heute sind in Friedenszeiten aufgewachsen. Sie sind die Jugend der Nachkriegszeit, deren Eltern und Großeltern die Kriegsfolgen unbewusst an ihre Kinder weitergegeben haben. Die mit Umweltkatastrophen wie der Reaktorunfall in Tschernobyl umgehen mussten.

Die heutige Jugend in Europa ist in Frieden aufgewachsen und stellt sich den Themen Klimaschutz und den Folgen der Einschränkungen innerhalb der Coronazeit.

Dies sind nur ein paar Beispiele. Die Liste ist nicht abschließend und kann beliebig durch ihre eigenen Erlebnisse erweitert werden.

Meine eigene Jugend ist geprägt durch die Mitarbeit im Betrieb meiner Eltern, die beide den zweiten Weltkrieg überlebt haben.

Ich war früh in der Verantwortung, Aufgaben als Jugendliche zu übernehmen, die eigentlich Aufgaben für Erwachsene waren. Dadurch kamen mir meine Klassenkameraden fast alle so kindisch vor. Mich haben mehr die Mitschülerinnen interessiert, denen es ähnlich ging wie mir.

Leider hatte ich selbst kaum Zeit für freie Spiele und beneidete sie insgeheim. Nach Außen war ich stolz, was ich alles konnte und durfte. Auch wenn mich manches Mal die Überforderung stark belastete.

Trotz meiner vielen Aufgaben und Pflichten durfte ich zum Ballett tanzen gehen. Am Anfang der Stunde habe ich mich schon auf das freie Tanzen am Ende der Ballettstunde gefreut. Kaum war ich dran, bin ich in die Musik eingetaucht und mein Körper bewegte sich wie von selbst dazu. Ich war weg in einer anderen Welt und schwebte.

Auch das Reiten war für mich etwas Besonderes. Ich saß auf dem Pferd und bestimmte allein, wohin es sich bewegte.

Meine eigene Jugend ist geprägt durch die Mitarbeit im Betrieb meiner Eltern, die beide den zweiten Weltkrieg überlebt haben.



*Wenn wir
draußen
unterwegs
waren, liebte ich
es, den Wind
auf meinem
Gesicht zu
spüren.*

Manchmal waren wir eins. Und ab und an war es nicht so einfach, es im Zaume zu halten. Wenn wir draußen unterwegs waren, liebte ich es, den Wind auf meinem Gesicht zu spüren

Die Fahrschulzeit war auch ein freier Raum für mich trotz den Anweisungen des Fahrlehrers.

Als ich meinen Führerschein in meinen Händen hielt und ich am Steuer des Autos saß, genoss ich sehr die Freiheit bestimmen zu können, wohin es geht.

Mein persönliches Fazit zum Thema Jugend:

Es ist eine Lebensphase, in der sich Teenager ausprobieren, egal wie groß die Umwelteinflüsse, zum Beispiel durch Krieg, Frieden, Naturkatastrophen oder die eigene Familie, sind.

Die Herausforderungen des Lebens, die in

dem Alter von 13 bis zur Vollendung des 18ten Lebensjahres an jede und jeden gestellt werden, müssen meiner Erfahrung nach angenommen und bewältigt werden.

Wertvoll ist es, wenn Lebensfragen wie,

wer bin ich?

wem schenke ich mein Vertrauen?

wen oder was liebe ich?

wer möchte ich sein?

von der eigenen Altersgruppe oder von den Eltern oder Großeltern oder anderen lieben vertrauenswürdigen Menschen begleitet werden.

Dann können auch die Buchstaben der Jugendzeit mit Leben gefüllt werden.

Ich selbst bin sehr dankbar, dass ich viele liebe wegweisende Menschen in meiner Jugend getroffen habe.

Die Milchzentrale

Von Sylvia Schäfer

Das warme Licht der Morgensonne durchflutet sanft die Küche, angenehm warm spüre ich es auf meinen Armen. Es reflektiert sich auf der goldfarbenen Aluminiumfolie der Butter in meiner Hand.

Diese Lichtreflektion weckt unvermittelt eine Erinnerung aus meiner Kindheit. Genauer gesagt taucht das Eis vor meinem inneren Auge auf, das ich als kleines Mädchen so sehr geliebt hatte. Die Folie in meiner Hand ist fast identisch mit der Verpackung des Eises und fühlt sich genauso kühl und glatt an.

Das Eis – ohne bunte Farben oder extravagante Formen – war damals einfach ein schlichtes Rechteck am Stiel, dem purer Genuss innewohnte. Zur Auswahl standen drei klassische Geschmacksrichtungen: Vanille, Schokolade und Erdbeere. Süßigkeiten waren damals eine Kostbarkeit, sodass ich jeden Schleck als

wahrhaftigen Hochgenuss zelebrierte.

Dann erinnere ich mich an die Milchzentrale, in der ich das Eis kaufen durfte und an den Weg ins Unterdorf.



Mit dem Auftrag Milch zu holen, hielt ich in einer Hand das Kleingeld und in der anderen den Holzgriff unserer verbeulten Milchkanne. Der Weg schien endlos zu sein, bis ich die Kirche erreicht hatte, und es endlich bergab ging.

Nur noch eine Kurve und ich konnte unten in der Hauptstraße die Milchzentrale sehen. Das riesige, verwitterte Holztor zum Innenhof und daneben die steinerne Treppe, die zum Eingang führte.

Auf dem nach Hause weg hing die Milchkanne schwer in meiner Hand.

Bevor ich in Sichtweite meines Elternhauses kam, musste ich unbedingt probieren, was mein Bruder so gut konnte. Ich umklammerte den Holzgriff so fest, dass die Knöchel weiß hervortraten, und ließ die Kanne hin und her schwingen, höher und höher, bis sie wie ein wirbelnder Propeller an meiner Seite kreiste.

Manchmal jedoch war ich zu ungestüm. Die Kanne entglitt meiner Hand, flog im hohen Bogen durch die Luft und landete vor mir auf dem Gehweg. Glickernd ergoss sich die Milch auf die Pflastersteine und lief in den Rinnstein. Dass ich hinrannte und die Milchkanne hochriss, milderte das Malheur kaum ab. Mit hängenden Schultern, einem kläglichen Rest Milch und einem furchtbar schlechten Gewissen ging ich nach Hause – obendrein hatte die Milchkanne eine Delle mehr.

Ich lächle und räume die Butter in den Kühlschrank. Dabei kommt mir in den Sinn, dass alle Milchkannen, die ich damals bei anderen Leuten gesehen habe, verbeult waren. Es scheint, als wären sie Teil derselben

Geschichte, einer gemeinsamen Erfahrung, die jeder kannte, der einmal als Kind mit einer vollen Kanne Milch nach Hause ging.



Der Kaugummiautomat

Von Sabine Veit

Seit Jahren hatte ich einen Bogen um das Mietshaus gemacht, in dem ich aufgewachsen bin. Normalerweise umfahre ich den Block, als wäre er von unsichtbaren Mauern umgeben. Ich hatte mir eingeredet, dass es besser war, diesen Ort hinter mir zu lassen. Doch heute, als eine Baustelle meinen gewohnten Weg versperrte, zwang mich das Schicksal, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen.

Ich rollte langsam auf das Haus zu und betrachtete die graue, schäbige Fassade. Hinter dem kleinen Fenster in der Toreinfahrt war das winzige Zimmer meiner Schwester gewesen. Als Älteste hatte sie das einzige eigene Zimmer, auch wenn es nur Platz für ein Bett und ein Regal bot.

Ein kurzer Blick in den Innenhof ließ mich frösteln: graue, leere Flächen, rissige Mauern, von der Zeit gezeichnet. Doch einst war es das Land der großen Abenteuer. Wir spielten Gummitwist, sprangen Seil und eroberten die Welt mit unseren Rollern.

Mit einem Seufzer kehrte ich in die Gegenwart zurück. Ich wollte gerade wieder an-

fahren, als mir etwas ins Auge fiel: ein Kaugummiautomat, genau an derselben Stelle wie vor einem halben Jahrhundert.

Das „Pling“, wenn die 10-Pfennig-Münze fiel, klingt mir noch in den Ohren. Mit zitterigen Fingern drehte ich am metallenen Knauf. „Ratsch.“ Ich wartete auf das verheißungsvolle Klackern und fingerte meine Beute heraus. Würde es heute eine dieser magischen Kugeln sein, die beim Lutschen ihre Farbe änderten? Von außen unscheinbar weiß, enthüllten sie Schicht für Schicht neue Überraschungen.



*Zuvor hatte ich
sie mit Leichtigkeit
von der
Pelle entfernt.*

Manchmal saßen wir zu dritt oder viert auf dem Bordstein mit verfärbten Zungen, und träumten davon, endlich erwachsen zu sein, frei und unglaublich reich, vielleicht sogar einen eigenen Kaugummiautomaten zu besitzen.

Ich parkte kurz nach der Toreinfahrt und ging zurück. Der Automat zog mich magisch an, wie damals. „1 Euro“ stand in verblichener Schrift auf dem Schild. Die Zeiten ändern sich, dachte ich, während ich nach einer Münze tastete. „Pling“. „Ratsch“. Die Geräusche waren die gleichen geblieben. Ein Kaugummi. Ich hielt der Enttäuschung stand: ich war erwachsen und reich genug für einen zweiten Versuch. „Pling“. „Ratsch“. Und tatsächlich: eine weiße Wunderkugel. Voller Erwartung steckte ich sie in den Mund. Sie schmeckte

nicht nach Wunder, sondern nach Zucker. Ich lutschte und zog sie heraus; sie hatte ihre Farbe gewechselt und war nun orange. Ich musste lächeln. Da war sie: die Magie der Wandlung.

Ich setzte mich auf den Bordstein, genau wie früher. Der raue Beton fühlte sich vertraut an. Ein Passant betrachtete mich, als hätte ich nicht alle Tassen im Schrank. Ich grinste ihn an. Die Kugel wurde rot, dann blau. Ich stand auf, klopfte den Staub von der Hose und ging zu meinem Auto zurück. Die Kugel hatte nun ihre letzte Farbe erreicht: ein tiefes Violett.

Als ich das Auto startete, wurde mir klar: Die Farben der Vergangenheit, egal wie verblasst, bleiben immer ein Teil von mir.

Kartoffelernte

Von Ingrid Höh

Essen Sie auch gerne Kartoffeln?

Ich habe mich heute dafür entschieden.

Ich betrachte meinen Teller, auf dem eine wunderbar duftende, goldgelbe Kartoffel liegt. Sie ist noch heiß und der Dampf steigt mir entgegen, mir läuft das Wasser im Mund zusammen.

Zuvor hatte ich sie mit Leichtigkeit von der Pelle befreit. Ich freue mich auf den ersten Bissen, einfach ein Genuss mit ihrem neutralen und milden, aber auch charakteristisch erdigen Geschmack. Meine geliebte Grumbeer!

Die tolle Knolle, einst vom Alten Fritz eingeführt, ist gar nicht so öde, wie manch einer glaubt. Man kann viele Gerichte daraus zaubern: Gequellte, Salzkartoffeln, Kartoffelpuffer, Knödel, Kroketten, Pommes frites, Chips, um nur einige zu nennen. Und schon wird aus der einfachen Kartoffel ein köstliches Gericht.

Ich denke an früher zurück, als es auf der Sickinger Höhe noch viele Kartoffelfelder gab. Schon als kleines Kind war ich bei der Ernte dabei. Ich bekam einen kleinen Korb, in den

ich die aufgelesenen Kartoffeln sammelte (Kleine Kinder - kleine Körbe, große Kinder - große Körbe). War er voll, haben ihn Onkel oder Tante auf den Wagen gekippt. Als ich größer wurde, bekam ich einen größeren Korb und war stolz wie ein König, als ich zum ersten Mal die Kartoffeln selbst auf den Wagen kippen konnte.



Die Herbstferien waren für uns die „Kartoffelferien“, wenn die Ferien vorbei waren, fuhr ich nach Schulschluss mit dem Fahrrad ins Kartoffelfeld oder ging sogar zu Fuß.

Hin und wieder waren auch Schulfreunde dabei, die nicht auf dem Bauernhof aufgewachsen waren und wir sangen Lieder aus der Mundorgel rauf und runter oder machten „Kartoffelwettlesen“. Wer hat den Korb zuerst voll, wer findet die dicksten Früchte mit den außergewöhnlichsten Formen?

Als Verpflegung gab es Pfefferminzwasser und Brötchen. Meine Tante hatte immer Bonbons oder Gummibärchen eingepackt, als kleine Motivation, wenn die Lust an der Arbeit etwas nachließ.

Zu Hause gab es dann noch leckere Marmeladenbrote. Arbeit macht bekanntlich Hunger. Ich muss grinsen, wenn ich daran denke, denn ich erinnere mich an einen Schulkameraden, der einmal die Brotscheiben ableckte, damit ihm keiner das Brot streitig machte. Er hatte immer Kohldampf.

Wie läuft das denn nun mit der Kartoffel?

Im Frühjahr werden die Kartoffeln mit einer Setzmaschine gepflanzt. Wenn sie etwas gewachsen sind, werden sie mit Erde angehäufelt, das sieht dann aus wie kleine Dämme. Dies ist notwendig, damit die Kartoffeln immer mit Erde bedeckt sind. Wenn sie Licht abbekommen, werden sie grün und leicht giftig. Im Herbst, wenn ihr Kraut braun geworden ist, kann die Ernte beginnen.

Wir hatten keinen Vollernter, sondern einen Rüttler. Dieser hing am Traktor. Der Rüttler hatte eine Schar und diese hob den Damm an. Die Kartoffeln wurden über ein Siebband befördert und fielen durch die Rüttelbewegung auf die Erde. Sie wurden dann von Hand aufgelesen und auf den Wagen geschüttet.

Man arbeitete sich Stück für Stück durch das Feld. Dabei lernte ich auch, den Traktor zu fahren.

Eines Tages ließ mich mein Onkel den schweren, vollbeladenen Wagen einen steilen Berg hochfahren, ich schwitzte Blut und Wasser, bis ich oben ankam. Mir fielen tausend

Steine vom Herzen. Aber ich war so stolz, es geschafft zu haben und so dankbar, dass mein Onkel mir das zutraute. Ein weiterer Schritt ins Erwachsenenleben.

Zu Hause angekommen wurden die Kartoffeln vom Wagen abgeladen, mit einer Kartoffelschaufel über eine Rutsche in den Keller, bis dieser voll war bis unter die Decke. Da

bekam man schon mal die eine oder andere Blase an die Hände.

Ich erinnere mich noch heute an den Geruch, wenn ich den Keller betrat.

Wenn die Ernte vorbei war, saßen meine Mutter und Tante im Keller und sortierten die Kartoffeln für den Verkauf, sie wurden in Säcke gefüllt und mein Onkel brachte sie zu den Kunden. Heute sind die Felder mit dem Pfälzer Gold weitestgehend verschwunden. Stattdessen sieht man Felder mit Raps, Mais und Getreide. Heute wird mit riesigen Maschinen geerntet, es muss immer schnell gehen.

Diese „Gemütlichkeit“, mit der man die Kartoffeln geerntet hat, ist vorbei. Die Arbeit auf dem Acker war hart, aber sie war auch ein Stück Gemeinschaft, ein Beweis für Durchhaltevermögen und Zusammenhalt. Mit dem Ziel vor Augen, die Ernte einzubringen.

Kleine Bauernbetriebe verschwinden, es lohnt sich heute leider nicht mehr.

Kleine Bauernbetriebe verschwinden, es lohnt sich heute leider nicht mehr.



Ich denke darüber nach, wie viele Kartoffeln wohl meine Mutter, Tante und Onkel (und auch ich) in den Händen hatten und geschleppt haben.

Ich genieße die gute Grumbeer auf meinem Teller umso mehr, wenn ich an die ganze Arbeit denke. Ein wenig Wehmut erfasst mich und es kommen ein paar Tränen.

Das Erlernen der Stenografie - auch Kurzschrift genannt - in meiner Schulzeit

Von Sven Greiner

Ich war Schüler einer Hauptschule und zu Beginn der Klassenstufe 9 mussten ich und auch die Mitschülerinnen und Mitschüler uns für Wahlpflichtfächer entscheiden. Da dies mit der Belegung von Wahlpflichtfächern damals erst so nach und nach umgesetzt wurde, gab es doch einige Probleme, die zu bewältigt werden mussten.

Für mich ergab sich folgende Situation: Ich wollte eigentlich versuchen erste Schritte in der französischen Sprache zu gehen und wählte daher als Wahlpflichtfach Französisch. Da dieses Wahlpflichtfach nur eine Schulstunde (pro Woche) umfasste, musste ein zweites Fach gewählt werden. Ich entschied mich für „Deutsche Sprache“. Als alle Schülerinnen und Schüler gewählt hatten, stand fest, dass anstelle „Französisch“ dass als einzige Alternative das Wahlpflichtfach „Stenografie“ zur „Auswahl“ stand, da sich nur sehr wenige für „Französisch“ gemeldet hatten.

Als 14-jähriger konnte ich mit dieser Bezeichnung nichts anfangen und ließ mich vom Unterricht überraschen. Einen negativen Touch bekam das Ganze allein schon dadurch, dass der strenge Schulleiter dieses Fach unterrichtete. Zudem fanden die Wahlpflichtfachstunden am Samstagmorgen statt – damals war der Samstagunterricht allerdings Normalität. Doch hielt sich auch dadurch das Interesse bei den wenigen Teilnehmern in Grenzen.

Auch mit den vielen Schnörkeln und Zeichen, mit Kürzeln, Verstärkungen, Hoch- und Tiefstellungen konnten wir uns nicht wirklich anfreunden. Obwohl unser strenger Rektor sich redliche Mühe gab und bei den einzelnen Wörtern mit einigen Storys doch eine gewisse

Zuhörerschaft ansprechen konnte, hielt sich die Begeisterung in Grenzen.

Spätestens nachdem die Schilderung des Urlaubs (als er zum Beispiel das Wort „Krabben“ an die Tafel schrieb konnten wir viele Informationen seines letzten Familienurlaubs an der Adria entnehmen) vorbei war, hatte auch unsere Aufmerksamkeit nachgelassen.

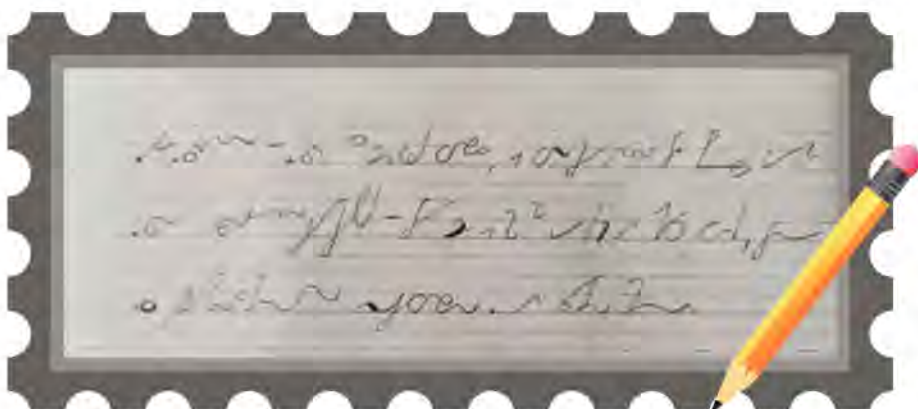
An einem Samstagmorgen hatten mein Cousin und ich wirklich gar keine Lust uns den Stenounterricht anzutun und wir besuchten anstelle des Unterrichts den nahegelegenen Sport- und Tennisplatz. Allerdings war uns dabei nicht ganz wohl zumute, mussten wir doch nach der Unterrichtsstunde wieder ins Schulhaus zurückgehen. Wir meldeten uns auch beim Schulleiter und sagten, dass es uns leid tun würde. Es zog auch keine weiteren Folgen nach sich.

Natürlich sollten auch Tests oder Arbeiten geschrieben und Noten vergeben werden. Bei diesen Tests war das Ergebnis etwa in dem Bereich wie das Interesse der Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Unterricht war. Eine Aussage der Lehrkraft mir gegenüber – als er mein stenografisches Werk sah – spricht Bände: Du hast eine Vier bekommen; wenn es eine Fünf oder Sechs geben würde, hättest Du natürlich die Note Sechs.

Nach der 9. Klassenstufe wechselte ich an die Berufsbildenden Schulen in Rodalben, Fachrichtung Wirtschaft. Dreimal darf geraten werden welches Unterrichtsfach mit mehreren Stunden pro Woche auf dem Stundenplan stand: Stenografie. Doch das Unvorstellbare trat ein: Ich entwickelte eine gewisse Beziehung zu dieser Schrift und schaffte sogar die Note 1. Leider – so muss ich heute sagen – war ich dadurch, dass ich der „Mathematik-Klasse“ angehörte nur soweit gekommen, dass wir 80 Silben pro Minute schreiben sollten; die Parallelklasse wurde auf 100 Silben/Minute trainiert.

Nachdem ich ein Jahr an der Berufsbildenden Schule verbracht hatte, fiel ich durch meine guten Leistungen im Maschinenschreiben auf und ich durfte dem Rodalber Stenografenverein beitreten.

Auch mit den vielen Schnörkeln und Zeichen, mit Kürzeln, Verstärkungen, Hoch- und Tiefstellungen konnten wir uns nicht wirklich anfreunden.



Wir führen zu Meisterschaften, traten allerdings ausnahmslos in den Wettbewerben an, bei denen es ums möglichst schnelle Erfassen von Texten per Tastatur ging. Erst nach einigen Jahren startete ich sozusagen als Einzelkämpfer bei Stenografiewettbewerben

– mit relativem Erfolg. Denn mit meiner Rekordgeschwindigkeit von 145 Silben/Minute schaffte ich keine Platzierung im Bereich der Medaillenränge. Aber: Stenografie wurde zu einem meiner Lieblingshobbys!

Die Zukunft im Blick: Im Notfall - Gefahrenerkennung und schnelle Hilfe

Von Bernd Strassel nach Online-Recherche und KI-Befragung

Künstliche Intelligenz (KI) hat die Möglichkeit Gefahren im Vorfeld zu erkennen und wenn doch mal etwas passiert sein sollte, schnell die richtige Hilfe zu rufen. Häusliche Unfälle wie Brände oder Gaslecks können durch KI-gestützte Überwachungssysteme frühzeitig erkannt werden. Diese Systeme können Rauch- oder Kohlenmonoxid-Detektoren mit KI-Algorithmen kombinieren, um Benutzer zu warnen und im Notfall entsprechende Maßnahmen zu ergreifen.

KI-gestützte Sturzerkennungssysteme bieten älteren Menschen ein erhöhtes Maß an Sicherheit und Unabhängigkeit. Im Falle eines Sturzes können diese Systeme automatisch einen Alarm auslösen und Benachrichtigungen an vorab festgelegte Kontakte senden, was eine schnelle Hilfe ermöglicht und potenziell lebensrettend sein kann. Virtuelle Assistenten oder Notfall-Apps können Personen dabei unterstützen, in medizinischen Notfällen schnell die richtigen Maßnahmen zu ergreifen. Sie können Erste-Hilfe-Anleitungen bereitstellen, den Standort des Benutzers an Rettungsdienste übermitteln und Anweisungen zur Durchführung lebensrettender Maßnahmen geben, bis professionelle Hilfe eintrifft.

Des Weiteren ermöglichen solche Systeme eine kontinuierliche Überwachung, ohne dass ältere Menschen ständig beaufsichtigt werden müssen. Dies kann dazu beitragen, das Gefühl der Sicherheit und des Wohlbefindens – nicht nur der Senioren auch der Angehörigen und Betreuer – zu erhöhen und gleichzeitig die Privatsphäre zu wahren. Obwohl die Vorteile offensichtlich sind, gibt es auch einige potenzielle Risiken und Probleme, die berücksichtigt werden müssen. Datenschutz und Privatsphäre sind auch hier entscheidende Anliegen.

Die kontinuierliche Überwachung bedeutet, dass sensible Daten gesammelt und möglicherweise an Dritte weitergegeben werden

können. Es ist wichtig, dass Senioren und ihre Familien sich der Datenschutzrichtlinien bewusst sind und sicherstellen, dass ihre persönlichen Daten angemessen geschützt werden.

Ein weiteres Problem ist die Möglichkeit von Fehlalarmen und falschen Erkennungen. KI-gestützte Sturzerkennungssysteme können gelegentlich Fehlfunktionen aufweisen und Stürze falsch interpretieren, was zu unnötiger Angst und Belästigung führen kann. Es ist wichtig, dass Senioren und ihre Angehörigen realistische Erwartungen an die Zuverlässigkeit dieser Systeme haben und sich nicht ausschließlich auf sie verlassen. Zusätzlich können technische Probleme und Ausfälle die Effektivität der Systeme beeinträchtigen. Wenn das System nicht ordnungsgemäß funktioniert oder die Verbindung unterbrochen ist, kann dies zu Verzögerungen bei der Notfallbenachrichtigung führen und im Ernstfall lebensbedrohlich sein.

Insgesamt bietet die Sturzerkennung und Notfallbenachrichtigung sowie die kontinuierliche Überwachung durch KI älteren Menschen viele Vorteile, aber es ist wichtig, auch die potenziellen Risiken und Probleme zu berücksichtigen. Eine sorgfältige Abwägung dieser Faktoren und eine verantwortungsvolle Nutzung dieser Technologie können dazu beitragen, die Sicherheit und das Wohlbefinden älterer Menschen zu verbessern.



Des Weiteren ermöglichen solche Systeme eine kontinuierliche Überwachung, ohne dass ältere Menschen ständig beaufsichtigt werden müssen.



Ausgezeichnet.

Für Sie erzielen wir Glanzleistungen.

Ob für Beratung und Service, als Arbeitsplatz, Ausbildungsbetrieb, Umweltschützerin oder Testsiegerin. Freuen Sie sich mit uns. Erleben Sie erstklassige Leistungen, die keine Wünsche offen lassen.



www.spk-swp.de



Sparkasse
Südwestpfalz

Weil's um mehr als Geld geht.